

Predigt über das Dienen (Mt 20,26f.)

Universitätsgottesdienst am 1. Advent (1.12.19) in St. Katharinen

Prof. Dr. Johann Hinrich Claußen

I.

„Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener; und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht.“

Über das Dienen soll ich heute predigen und darüber, wie das Dienen der Stadt nutzt. Das passt gut, denn ich habe gerade einen Dienst beendet. Seit ziemlich vielen Jahren habe ich am Fachbereich Evangelische Theologie gelehrt, nun höre ich damit auf und lehre seit diesem Semester in einer anderen Stadt, nämlich in Berlin. Da ist es eine gute Gelegenheit, mich dafür zu bedanken, dass ich an der Universität Hamburg dienen durfte. Denn mein Dienst in der Lehre hat am meisten mir selbst genutzt. Er hat mir die Gelegenheit geschenkt, mir neben meinem kirchlichen Dienst eine Insel des theologischen Nachdenkens, Lesens, Diskutierens und Zusammenarbeitens mit viel Jüngeren aufzubauen und zu bewahren. Deshalb sage ich jetzt in einem Atemzug „Vielen Dank!“ und „Auf Wiedersehen!“.

II.

Doch damit ist die Predigt nicht schon zu Ende, sondern nur deren Einleitung. Denn einen letzten Dienst habe ich hier ja noch zu leisten, nämlich über das Dienen zu predigen.

„Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener; und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht.“

Meine erste Assoziation zu diesem Jesus-Wort geht in die USA, zu der Schriftstellerin Maryline Robinson. Wunderbare, stille Romane hat sie geschrieben – sie soll Barak Obamas Lieblingsautorin sein –, aber auch gedankenreiche Essays. Auf ihre Art ist sie eine Theologin und zwar eine calvinistisch-puritanische. Ein großes Anliegen von Maryline Robinson ist es, das gute Erbe der alten Puritaner zu vergegenwärtigen. Denn sie will den christlichen Glauben nicht den fundamentalistischen Hetzern überlassen. Deshalb erzählt sie überraschend und berührend von den alten Puritanern im Mittleren Westen, die ganz anders waren als das Klischee es behauptet. Fromm waren sie wohl, aber auch revolutionär, haben Sklaven bei der

Flucht geholfen; konservativ waren sie wohl, aber auch fortschrittlich, haben Kindern, Männern und Frauen Bildung gebracht. Ihr Glück sei es gewesen, nützlich zu sein. Was für ein schöner, aber auch radikal unzeitgemäßer Gedanke. Nach Maryline Robinson habe für die alten Puritaner das Glück ihres Lebens darin bestanden, für andere nützlich zu sein. Das sollte man heute mal einem erzählen. Man würde nicht einmal Widerspruch ernten, sondern nur ein Kopfschütteln. Das soll das Glück sein: nützlich sein und dann noch für andere?

Aber ein schöner und christlicher Gedanke ist es doch, dass unser Leben sich nicht entfaltet und erfüllt, wenn wir es nur mit Blick auf den eigenen Vorteil, Gewinn und Genuss führen, sondern wenn wir es mit anderen teilen, unsere Kraft für andere einsetzen, unsere Gaben an andere verschenken. So können wir wachsen, reifen, Frucht bringen, Liebe geben und Liebe empfangen, Teil eines Gemeinwesens sein. So haben es die alten Puritaner gedacht und erlebt, wenn sie meinten, dass der Sinn ihres Lebens darin bestehe, für andere nützlich zu sein.

Natürlich kenne ich den Schaden, der entsteht, wenn man es mit dieser Maxime übertreibt. Mir klingen Worte von ehemaligen Pfarrkindern in den Ohren, wenn sie davon erzählen, wie es damals war, als im Pfarrhaus alter Schule immer hieß: „Die Gemeinde geht vor.“ Wenn ein Kind oder eine Ehefrau sich damit abfinden muss, dass die eigene Familie, die ungestörte Privatheit nichts gilt, sondern alles Eigene zurückzustehen hat vor diesem „Die Gemeinde geht immer vor“. Doch die Übertreibung ist noch kein Argument gegen die christliche und humane Wahrheit, dass unser Leben sich entfaltet und erfüllt, wenn wir für andere nützlich sind.

III.

„Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener; und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht.“

So soll es im Leben eines Christen und in einer christlichen Gemeinschaft sein. Kann dieser Satz auch für das Leben in einer Stadt, für die Politik gelten? Was ist überhaupt Politik? Bei dieser Frage denke ich an den bedeutendsten politischen Denker, den Deutschland hervorgebracht hat und dessen 100. Todestag im kommenden Jahr zu begehen sein wird: Max Weber. Politik ist für ihn vor allem: Machterwerb und Machterhalt. Politik ist die Chance, die Leitung eines Staates zu übernehmen oder zu beeinflussen, „innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen“. Das Mittel dazu heißt: Gewalt, der Einsatz physischer und sozialer Gewalt. In zivilisierten Gesellschaften ist

diese Gewalt staatlich monopolisiert, rechtlich eingehegt und formal zivilisiert. Aber der Kern Politik ist immer noch die Chance, Gewalt über andere auszuüben. Gewalt und Macht – das ist Politik. Wer dazu nicht bereit oder in der Lage ist, sollte nicht in die Politik gehen, sondern – wie in meinem Falle – lieber Pastor werden.

Politiker also können, sollen und dürfen nicht dienen, sondern ihre Arbeit besteht darin zu herrschen. Wenn sie davon reden, sie wollten doch nur die ersten Diener des Staates sein, ist besondere Vorsicht geboten. Denn dann wird die elementarste, stärkste, irrationalste Triebquelle des Politischen verheimlicht: die Gier und die Lust, über andere Macht auszuüben.

Doch auch für die Mächtigsten stellt sich die Frage, was sie mit all ihrer Macht denn anstellen sollen. Was machen sie eigentlich mit ihr, wenn sie sie endlich errungen haben? Wer darauf keine Antwort geben kann, wird politisch am Ende scheitern. Man kennt diese traurigen Ex-Politiker, die einmal die Macht besessen haben, aber nichts Rechtes mit ihr anzufangen wussten, für die die Macht für ein Vehikel der Selbststeigerung und des Selbstgenusses war. Verlieren sie irgendwann die Macht, bleibt ihnen wenig. Sie werden aus dem Amt gewählt, manchmal auch fortgejagt, und von ihrem grandiosen Leben ist plötzlich nichts mehr übrig, denn da war nur Macht, aber kein Wozu.

Das hat auch der große Skeptiker und Entzauberer Max Weber so gesehen. Deshalb hat er versucht, den Gedanken des Dienens politisch zu denken. Vor 100 Jahren hat er einen berühmten Vortrag über „Politik als Beruf“ gehalten. Darin beschreibt er drei Tugenden, die einen guten Politiker auszeichnen. Erstens „Leidenschaft“ aus, d.h. Leidenschaft für die Sache, eine existentiell gegründete Sachlichkeit. Zweitens „Verantwortungsgefühl“, d.h. ethische und professionelle Verantwortung für diese Sache. Drittens „Augenmaß“, d.h. ruhige, distanzierte Betrachtung der Dinge, die Fähigkeit, von sich selbst abzusehen. Was gar nicht leicht ist. Nicht wenige Politiker litten nach Weber unter „ganz gemeiner Eitelkeit, der Todfeindin aller sachlichen Hingabe und aller Distanz – sich selbst gegenüber“.

Das ist aber nicht nur ein Problem bei Politikern. Weber hat auch geschrieben, dass Eitelkeit „in akademischen und Gelehrtenkreise eine Art Berufskrankheit“ sei. Leider wird dies von Krankenkassen und Berufsgenossenschaften immer noch nicht anerkannt. Aber auch für uns Pastoren ist dies ein Thema, denn wir sind allzu sehr versucht, aus dem Gefühl, uns für das Gute zu engagieren, das Augenmaß, die Distanz uns selbst gegenüber zu verlieren. Das gibt es eben auch: moralische Eitelkeit. Sie ist bei Kirchenleuten und bei Studierenden besonders verbreitet.

Deshalb dringt Weber auf Sachpolitik – Sachlichkeit als Übersetzung von Dienen –, um der Eitelkeit eine Grenze zu setzen, der Macht ein Ziel zu geben, der Gewalt eine Legitimität zu verleihen, die Politik von einem Selbstzweck in ein Mittel für einen anderen Zweck zu verwandeln. Dennoch, aus Politik wird nie ein reiner Dienst werden, sie wird immer ein Herrschen und Beherrschtwerden bleiben.

IV.

Deshalb, und dies ist meine dritte und letzte Assoziation, brauchen wir ein Gegenbild zum Herrschen, die Ahnung eines anderen Lebens, das unsere politische Werte umstürzt, eine Utopie des Dienens.

„Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener; und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht.“

Dieser Jesus-Wort ist auch ein treffender Satz für den heutigen Sonntag, den ersten Advent. Sein schönes Geheimnis, seine unzeitgemäße Fremdheit, seine paradoxe Verheißung zeigt sich mir in einem Bild. Es befindet sich gleich in der Nähe meines neuen Dienstortes, der Evangelischen Fakultät der Humboldt-Universität. Wenige Schritte von dort sind es bis zum Bode-Museum. Das ist ein wunderbarer Ort, auch weil er zumeist leer und still ist. So kann man ungestört von Raum zu Raum gehen. Irgendwann erreicht man die romanische Abteilung. Da hängen riesige Kruzifixe von der Decke. Überwältigende Christusse am Kreuz, enorm lang gestreckt, mit bedrohlich weit ausgebreiteten Armen, mit finster zerrissener Miene. Unwillkürlich weicht man zurück, und fast stolpert man dann über eine viel kleine Figur, die auf dem Boden steht: ein Jesus aus Holz auf einem Esel aus Holz. Wie liebenswert der Esel wirkt, so bescheiden und freundlich, so kinderfreundlich. Auf ihm sitzt ein Jesus, der anders ist als diese riesigen Schmerzensmänner. Er ist kleiner, reicht einem gerade bis zur Brust. Sanft wirkte er, sehr unmajestätisch, ungöttlich. Fast ein bisschen lächerlich schaut er aus, auf seinem Eselchen. Ist das ein Fortbewegungsmittel für erwachsene Männer oder nicht eher etwas ein Spielzeug für Kinder?

Ja, es ist ein frommes Spielzeug. Denn der Holz-Esel, auf dem der Holz-Jesus sitzt, steht auf einem Brett, und dieses Brett hat Räder unten dran. Mit ihm vorneweg wurden früher Prozessionen begangen. Mit ihm vorneweg, den Priestern, den Mächtigen und dem Volk hinterdrein gedachte man in feierlichen Umgängen des Einzuges Jesu nach Jerusalem, so wie wir es am heutigen ersten Advent tun: Jesus kam mit seinen Jüngern in die Nähe von

Jerusalem, schickte zwei Jünger voraus, sie kamen in ein Dorf, dort fanden sie eine Eselin mit ihrem Füllen, sie banden sie los und brachten sie zu Jesus, Jesus bestieg die Eselin und ritt auf ihr nach Jerusalem ein, eine große Menge war da, die breitete Kleider auf den Weg und jubelten ihm zu: „Hosianna dem Sohn Davids! Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!“ So sollte das Prophetenwort erfüllt werden, das da heißt: „Sagt der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig und reitet auf einem Esel.“ Sanftmütigkeit ist sein Gefährt.

Ist das nicht das schönste und ergreifendste Gegenbild zur menschlichen Wirklichkeit des Herrschens, der Macht und Gewalt: ein überweltlicher König auf einem Esel?

„Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener; und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht.“